



Die Geschichte der Organisation

VEREIN ZUR FÖRDERUNG HEILPÄDAGOGISCHER HEIME IN ISRAEL E. V.

von Yael Arnold (Februar 2004)

Das Schlüsselement zur Gründung dieses Vereins war Dorothea Hahn, die Musiklehrerin der Steiner-Schule in unserer Nachbarschaft. Vor vielen Jahren war sie auf der Suche nach jemanden, der für sie einige Lieder ins Hebräische übersetzen konnte und zwar für einen bestimmten Zweck – für ein Heim für behinderte Kinder und Erwachsene in Israel. Unsere Tochter ging auf besagte Schule und ihr Klassenlehrer schlug vor, Dorothea Hahn sollte sich an mich wenden. Es war eine Herausforderung, die hebräischen Worte sinngerecht an die Musik anzupassen. Ich meine, es ist mir gelungen.

Ein paar Jahre später konnte unsere Tochter bei dieser Lehrerin Flötenunterricht aufgrund der Übersetzungen bekommen. Ich fuhr unsere Tochter jede Woche die etwa 25km dorthin. Bei diesen Gelegenheiten erzählte mir Dorothea Hahn von ihren Reisen nach Israel und dem Heim für behinderte Kinder und Erwachsene mit Namen BEIT URI. Zu dieser Zeit lebte meine Mutter noch und wohnte in Jerusalem. Mindestens einmal im Jahr besuchte ich sie dort. Dorothea Hahn schlug mir mehrmals vor, BEIT URI einen Besuch abzustatten. Ich lehnte ab, da ich erwartete, Kindern mit leeren Blicken zu begegnen, ähnlich den vielen behinderten Kindern, wie man sie hier auf den Straßen sah. Schließlich wurde ich durch einen Trick doch dazu gebracht, nach BEIT URI zu fahren; ich sollte nämlich Dvorah Schick, der Leiterin, ein Päckchen bringen.

Ich hatte uns telefonisch angekündigt. Mein Mann und ich standen vor dem Tor, nachdem wir geklingelt hatten, und hörten die Schritte vieler Füße auf uns zukommen. Das Tor wurde geöffnet und das „Empfangs-Komitee“ stand lächelnd und voller Neugier vor uns, nicht ein leerer Blick. Dvorah behandelte uns wie besondere Gäste und ein junger Deutscher, der seinen Zivildienst in Israel machte, führte uns in BEIT URI herum. Jossi war der „Schulleiter und Lehrer“ und war für ein Lehrer war er! Er zeigte uns die Schule und am Ende zeigte uns die Schule und am Ende zeigte er uns auch die Wachsmalkreiden, mit denen gemalt und gearbeitet wurde. In unserer Schule wurde mit genau den gleichen Kreiden gearbeitet, aber nie so lange, dass man sie kaum mehr halten konnte.

Wir waren von allem, was wir sahen, sehr beeindruckt und beschlossen auf der Stelle zu helfen. Zwei Projekte wurden bei diesem Besuch ins Leben gerufen: 1. alle „Rest“-



Wachsmalkreiden unserer Schule zu sammeln und an Jossi zu schicken und 2. Steiner-Schul-Absolventen nach BEIT URI für ihren Zivildienst zu entsenden. Das war im Sommer 1988. Wir hatten Fotos von BEIT URI gemacht, vergrößerten sie und machten daraus Plakate. Wir kauften eine größere Anzahl von BEIT URI-Tonwaren, um sie auf dem „Schulbasar“ zu verkaufen. Von den Erlösen konnten wir in den folgenden zwei Jahren größere Mengen Wachsmalkreiden für BEIT URI kaufen.

Über meine Arbeit als aktive Eltern-Vertreterin unserer Steiner-Schule konnte ich ohne großen Aufwand kurze Aufgabenbeschreibungen an andere Schulvertreter weiterleiten, die die Arbeit der Volontäre in den zunächst sechs Monaten in BEIT URI, beschrieben. Zuerst wollten wir hauptsächlich Mädchen entsenden, die gerade ihre Schule abgeschlossen hatten und auf der Suche nach einem Ferienjob ins Ausland wollten. Ich nahm Kontakte zur Organisation „Freunde der Erziehungskunst Rudolf Steiners“ auf. Diese war äußerst hilfsbereit und ermöglichten uns die ersten Kontakte zu Bewerberinnen. 1991 fing Katia aus Karlsruhe an, in BEIT URI zu arbeiten.

Im gleichen Jahr baten mich Bernd Ruf, der Auslands-Vertreter besagter Organisation und seine Frau, ihre Fremdenführerin in Israel zu sein. Die Freundschaft, die sich in Folge zwischen uns entwickelte, führte unter anderem zur finanziellen Hilfe, die BEIT URI von der Organisation bekam, um während des ersten Irak-Krieges die dringend benötigten Luftfilter für die Bunker zu kaufen. Während dieser Reise sah ich andere anthroposophische Heime und Einrichtungen für behinderte Kinder und Erwachsene. Das erste und größte war KFAR RAFAEL am Stadtrand von Beer-Sheva. Danach folgten BEIT ELIJAHU in Beer-Sheva und den anthroposophischen Kibbutz Harduf im Norden, der auch eine spezielle Klasse für auffällige Kinder hatte, die besonders gefördert wurden, sowie Christiane L.'s Kindergarten in Herzliya.

Nach meiner Rückkehr nach Deutschland wurde ich um die Mitarbeit in einer Radiosendung über BEIT URI gebeten, die von einer lokalen Radiostation in Karlsruhe gesponsert wurde. Dort traf ich drei weitere Mütter: Christa F., die BEIT URI aus einer kurzen Zeit als Volontärin kannte, Barbara H., die mit einem Israeli verheiratet war und Nana K., die sich selbst einfach als „menschliches Wesen“ bezeichnete. Alle drei sind noch immer Mitglieder unseres Vereins, den wir im Herbst 1991 gründeten.

Der junge Deutsche Eduard G, den wir auf unserem ersten Besuch in BEIT URI kennen gelernt hatten, informierte uns, dass wenn wir unser zweites Projekt – junge Männer für ihren Zivildienst nach BEIT URI zu entsenden – in die Tat umsetzen wollten, wir zuerst ein eingetragener Verein werden mussten. Dies bedeutet, dass wir Leute finden mussten, die



genug Interesse an unserem Projekt mitbrachten, um Mitglieder zu werden und Mitgliedsbeiträge zu bezahlen. Die Gründungsveranstaltung fand im November 1991 in Karlsruhe statt. Zusammen erreichten wir die benötigte Mindestanzahl von sieben Mitgliedern. Um eine größere Gruppe zu werden, überredete ich die meisten unserer Freunde, ebenfalls Mitglied zu werden. Für sie muss ich ziemlich langweilig gewesen sein, da ich kaum über etwas anderes als den geplanten Verein sprach. Schließlich waren wir etwa 40 Personen. Aus den Heimen und Einrichtungen hatten wir keine Mitglieder, nur in Deutschland. Der Grund hierfür war, dass wir unabhängig in unseren Entscheidungen sein wollten und nicht in den Entscheidungsprozessen überstimmt werden. Wir trafen uns jedes Jahr in unserem Haus in Waldstetten, nachdem wir es ein bis zwei Mal in einem Restaurant probiert hatten, was aber zu teuer, umständlich und schwer alle „unter einen Hut“ zu bekommen, war.

Es dauerte bis Frühjahr 1993, bis alle Anträge eingereicht und von den entsprechenden Ministerien und Deutschland und Israel genehmigt wurden. Zu dieser Zeit hatten wir eine komplette Gruppe von Schulabsolventen nach BEIT URI und sechs nach BEIT ELIJAHU entsendet.

Einige kamen aus Steiner-Schulen und einige von anderen Schulen. Wir haben keine öffentliche Werbung betrieben. Alle Kontakte kamen über Mund-zu-Mund-Propaganda zu Stande. Dank der Hilfe eines „Israelophilen“ konnten wir Flugblätter über den Verein und dessen Ziele herstellen und drucken –sogar in Farbe. Diese verteilten wir überall, wohin wir kamen.

Das Verfahren für die Bewerber-Interviews lief wie folgt ab: Meist wurden wir per Post, manchmal auch über's Telefon kontaktiert. Wir schickten den Interessenten dann eine Beschreibung der Heime und der Arbeit sowie einen Fragebogen zu, den sie ausgefüllt und zusammen mit einem Lebenslauf zurückschicken sollten. Hatten wir beides erhalten, luden wir die Person für ein Wochenende zu uns ein. Anfänglich hatte ich die Bewerber auch bei ihnen zu Hause oder in einem Hotel interviewt. In diesem Zeitraum versuchte ich mir ein Bild zu machen, mit was für einer Persönlichkeit wir es zu tun hatten und erzählte vom Land, von der Arbeit und den Menschen. Ich hatte ein großes Fotoalbum für jedes Heim bzw. jede Einrichtung und die Quartalsberichte der jungen Menschen, die bereits dort gewesen waren.

Die Hauptkriterien bei der Auswahl der Freiwilligen war, ob er oder sie die nötige geistige Kraft für diese Art von Arbeit hatte, ob die Person eine lebensbejahende Einstellung hatte und ob sie selbstständig im Haushalt war, d. h. auch ohne die Hilfe einer Mutter alleine



zurechtkam und sich auch mit anderen ihrer oder seiner Altersgruppe gut verstand. Die nötigen Führungsqualitäten waren mir auch wichtig: Man sollte ein Vorbild für die Bewohner sein. Ich führte viel Gespräche, wählte aber nur wenige aus; mir ging es immer um Qualität, nicht um Quantität. Die Personen, denen ich absagte, gingen nie mit dem Gefühl, versagt zu haben. Ich versuchte, für sie eine andere Lösung zu finden.

Der erste Fragebogen wurde zusammengestellt unter einem Baum, als ich Freunde am Rhein besuchte, kurz vor unserem ersten Bewerbergespräch in Bonn. Die sechs Fragen blieben für die nächsten zehn Jahre fast unverändert. Wir versuchten aus allen Fehlern zu lernen. Der größte Fehler war mit besagtem erstem Zivildienst-Kandidaten. Er wollte nach Israel und er war auch ein geeigneterer Bewerber, aber seine Mutter war dagegen. Ich sah es als selbstverständlich an, dass er selbst entscheiden konnte, was er machen wollte, er war schließlich erwachsen. Er ging nach BEIT URI und mochte die Arbeit. Er wurde gemocht und alles schien gut zu sein. Dann traf ein Fall von Hepatitis auf und alle mussten geimpft werden. Er rief seine Mutter an und erzählte ihr von der Impfung. Sie verlangt, dass er entweder eine spezielle Impfung bekäme, die es aber in Israel nicht gab oder sofort nach Hause kommt. Er musste also gehen. Nach dem Fiasko war es mir immer wichtig, mit beiden Elternteilen zu sprechen, bevor ich einem Bewerber zusagte.

Genauso nahmen wir es als selbstverständlich an, dass ein junger Mann von 19 Jahren auf sich selbst achtgeben konnte. Als wir bemerkten, dass trotz unserer Warnungen, nicht ins Westjordanland zu reisen, die jungen Menschen unsere Warnungen ignorierten, ließen wir sie im Vertrag, den wir aufgesetzt hatten, unterschreiben, dass wir sie über die Gefahren aufgeklärt hatten und sie auf eigene Gefahr in die besetzten Gebiete reisen würden. Selbst dies hielt sie nicht auf. Verständlicherweise – sie waren jung und voller Abenteuerlust. Aber hier waren meine Familien und ich nicht nur mit einem ethischen Problem konfrontiert, sondern auch mit der Möglichkeit des Versicherungsverlustes. Wäre, Gott bewahre, einer der Volontär verletzt oder tödlich verwundet worden, die Eltern hätten den Verein verklagen können und dies hätte bedeutet, dass wir in die Verantwortung genommen worden wären. Scheinbar hatten viele Engel über die Volontäre und über uns in all den Jahren gewacht.

Ursprünglich hatte ich geplant, nicht als Hauptverantwortliche tätig zu sein, in der Gewissheit, dass das Unternehmen sich wie ein Schneeball weiterentwickelt. Ich stieß es an und hoffte, es würde sich aus eigener Kraft weiterentwickeln. Das war falsch gedacht. Der Verein war ein lebendiges Wesen. Permanente Anpassungen, neue Vorschriften der deutschen Ministerien, unklare Arbeitsverhältnisse vor Ort, die nicht deutlich für alle in den Verträgen mit den Volontären definiert worden waren, führten dazu, dass der Wortlaut



verändert werden musste und dass ich zuerst BEIT URI und später die anderen Heime zwei Mal im Jahr besuchen musste. Ich blieb mit den jungen Leuten zuerst per Fax und später per Email im Kontakt. Die Quartalsberichte, die verpflichtend waren, halfen mir ebenfalls, auf dem Laufenden zu bleiben.

Ich flog regelmäßig im Frühjahr und Herbst nach Israel. Die Heime wussten im Voraus, dass ich komme. Zuerst traf ich mich mit den Volontären, um von ihren aktuellen Problemen zu erfahren, und danach mit der Heimleitung. Manchmal war es ein richtiger Kampf. Manchmal musste ich sogar drohen – „wenn ihr weiterhin 40-bis-48-Stunden-Wochen von den Volontären verlangt, werde ich euch keine mehr schicken!“. Die gute Verbindung, die wir zu Dina Lutati vom israelischen Ministerium für Arbeit hatten, war eine große Hilfe – ihr Einfluss war für die Heime von großer Wichtigkeit.

Mittlerweile arbeiten wir mit mehreren anthroposophischen Heimen zusammen – mit BEIT ELIYAHU in Beer-Sheva und TOBIAS HOUSE in Harduf. Später mit dem AKIM HOSTEL in der Nähe von Herzliya, einem neuen Projekt für schwere Fälle. Die Heimleiterin von BEIT ELIYAHU sollte dieses führen, nachdem BEIT ELIYAHU geschlossen wurde. Sie aber bestand darauf, sie könne es nur mit Volontären von unserem Verein tun. Und so kam es, dass der Vorstand von AKIM, einer Organisation, die sich israelweit um behinderte Menschen kümmert, nach Waldstetten kam, um an der jährlichen Mitgliederversammlung teilzunehmen. Sein Ziel war es, die Mitglieder zu überzeugen, die Satzung dahingehend zu ändern, dass auch nicht-anthroposophische Einrichtungen von dem Verein unterstützt werden dürfen. Wir kamen überein, einen Versuch zu starten, nachdem die Satzung geändert wurde. Aber schon während der Anfangsphase traten nicht nur Probleme mit dem Management, sondern auch mit der Belegschaft auf, die meinten, man hätte es mit billigen Arbeitskräften zu tun, die nach Strich und Faden ausgenutzt werden können. Wir mussten eine schnelle Lösung für die von uns entsandten Volontäre finden. AKIM Jerusalem schien die richtige zu sein. Aber nur anfänglich – Ich hatte Probleme mit dem Machogehabe des Leiters, der alle Antworten zu kennen meinte, obwohl er noch nie mit Zivildienst-Volontären gearbeitet hatte.

Zu diesem Zeitpunkt hatte unser Verein einen sehr guten Ruf in Israel. Viele Heime wollten unsere Unterstützung. Das letzte war KISHORIT im Norden des Landes, in der Nähe der libanesischen Grenze. Es schien ideal – eine kleine Fabrik, ein Holz-Workshop, Rassehunde, Hühner, Schafe, Käse-Herstellung und eine Schule. Die behinderten Member – entweder psychiatrische Fälle oder mit ungewöhnlichen Krankheitsbildern – waren entweder Erwachsene oder kurz davor. Sie kamen aus Heimen, Krankenhäusern oder Spezial-kliniken.



Unsere Volontäre hatte bessere Unterbringungen als alle Volontär in den anderen Heimen, aber andererseits waren die Aufgaben, die sie hatten, manchmal zu viel für Menschen ohne entsprechende Ausbildung (die Heimleitung sah in ihnen auch hier billige Arbeitskräfte). Zum Teil waren die Aufgaben, die sie machen sollten, nicht ausreichend festgelegt. Nach vielen Gesprächen mit der Heimleitung, beschloss ich schließlich, dass unsere Volontäre zu wertvoll waren, um als „Fabrikarbeiter“ benutzt zu werden.

Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einem festangestellten Vertreter der sehr großen Organisation „Ot Hakapara“ – „Aktion Sühnezeichen“ mit Sitz in Berlin, der in Jerusalem lebte. Seine Organisation, die damals großzügig von der deutschen Regierung unterstützt wurde hatte 24 Volontäre in Israel und wir hatten 16! er war erstaunt, dass es uns möglich war, so viele Volontäre ohne Regierungsunterstützung zu entsenden und dass wir nur dank Freiwilligenarbeit und – unterstützung existierten. Gelegentlich erhielten wir finanzielle Unterstützung von „Freunden von Freunden“. Wir benutzten diese Mittel ausschließlich, um Anschaffungen für BEIT URI zu tätigen sowie für Spielzeug und Materialien auch für die anderen Heime.

Ich bin nicht sicher, ab wann ich nicht mehr alles alleine machte. Recht bald gesellte sich Ute L. als Mitarbeiterin an meine Seite. Zusammen mit Thomas F., den ich bereits in der Anfangszeit des Vereins rekrutiert hatte, kümmerten die beiden sich um die Buchhaltung. Dazu kam noch Maria G., die sich um Probleme mit den Versicherungen kümmerte. Wir drei Damen bildeten den Vorstand und konnten uns schnell kurzschließen, weil wir recht nah beieinander wohnten. Erwähnen möchte ich, dass ich erst alles lernen musste, besonders was es heißt mit einem Computer zu arbeiten. Ehrlich gesagt kann ich es auch heute noch nicht so recht, aber alle haben mir geholfen. Mein Spezialgebiet war es, die Bewerber in Deutschland zu interviewen und (aufgrund meiner Sprachkenntnisse) in Israel die Probleme mit dem Management zu beseitigen. Nur in BEIT ELIJAHU gab es keinerlei Probleme mit der Hierarchie.

Mein größtes Problem war es, relevante Informationen von den deutschen Behörden während den Intifadas zu bekommen. Ich hatte das Außenministerium in Bonn so oft angerufen, dass sie bereits meine Stimme kannten. Ich machte mir Sorgen. Wie konnte man den Volontären den größtmöglichen Schutz geben, ohne sie andererseits zu beschränken?

Auf eine bestimmte Art war ich davon ausgegangen, dass die deutsche Regierung sich selbstverständlich wie zum Beispiel die amerikanische in ähnlichen Situationen verhalten würde. Wenn Amerikaner im Ausland in Gefahr geraten, werden sie ausgeflogen und es wird



für eine Transportmöglichkeit zum Flughafen oder zum Hafen gesorgt. Irgendwann hatte ich ein privates Gespräch mit jemandem vom deutschen Außenministerium, der mich im Vertrauen erzählte, dass die deutsche Behörden nie als kritisch einstufen würden, da dies dazu führen würde, dass Israel allein gelassen würde. Meine Seelenruhe war völlig dahin, als ich mit einem der Heimleiter sprach und dieser mir eröffnete, dass – sollte die Situation außer Kontrolle geraten – er andere Probleme haben würde und nicht in der Lage wäre, sich um Transportmöglichkeiten zum Flughafen, etc. zu kümmern.

Gemäß den Bestimmungen für den Zivildienst, würde der Volontär für die Dauer seines Dienstes vor Ort bleiben müssen. Wenn er vor Ablauf der Zeit gehen wollte, müsste er eine Begründung liefern, die dem Ministerium in Deutschland akzeptabel erscheint. Dann würde er seine Zeit in Deutschland beenden müssen – inklusive zwei zusätzlicher Monate. Diese Situation war äußerst nervenaufreibend, da kein Ministerium bereit war, Verantwortung zu übernehmen.

Ich führte eine Menge Gespräche mit einem hohen Beamten im Bundesamt für Zivildienst. Ich wollte, dass er etwas unternahm und „meine Jungs sicher und heil zurückbrachte“. Alles, was er sagte, war: „Sehr geehrte Frau Arnold, sie müssen selbst die Entscheidung treffen. Ich fühle mit Ihnen, aber die Entscheidung liegt in Ihren Händen. Sie müssen ihnen anordnen zurückzukommen.“

Zurückblickend kann ich sagen, dass ich durch den Email-Kontakt zu einem besonderen Volontär in KISHORIT und einem anderen in BEIT URI stets auf dem Laufenden war, aber es war mein Radiogerät (Tag und Nacht eingestellt auf Kol Yisrael), welches mich zusammen mit der Telefonverbindung zu beiden Heimen, befähigte, die Heime beizeiten zu warnen, wenn sich eine gefährliche Situation ankündigte, so dass die Volontäre diese meiden konnten. Jossi bemerkte später einmal, dass er das Gefühl hatte, dass ich zu dieser Zeit besonders aktiv am Geschehen von BEIT URI teilnahm.

Schließlich wurden alle Organisationen, die Volontäre nach Israel sendeten, mit neuen Bestimmungen des Ministeriums konfrontiert, die uns erlaubten, Volontäre zu entsenden. Um Euch ein Beispiel zu geben, wie verwirrend die Situation war – „nein, Israel ist in keiner kritischen Lage, aber ihr Verein muss eine zusätzliche Versicherung für jeden Zivildienstleistenden gegen Bodenkriegshandlungen abschließen und finanzieren“ (800,- DM pro Nase). Natürlich versicherten wir alle unsere Volontäre, aber dies bedeutete, dass unsere finanziellen Rücklagen erschöpft waren. Ein anderer Punkt war, dass das Ministerium



verlangt, dass jeder Volontär ein Dokument zu unterzeichnen hatte, in dem er bestätigte, zu wissen, dass er in Gefahr war und seinen Dienst freiwillig machte.

Zusammenfassend kann ich nach zehn Jahren Arbeit für den Verein sagen, dass es eine anstrengende Arbeit war, mit der ich zum Teil an meine Grenzen stieß, aber auch eine inspirierende, eine angenehme (besonders bei Komplimenten, die ich für meine Kochkünste bekam), eine stimulierende, eine Arbeit, die meinen Horizont und meine Fähigkeiten erweitert hat. Mein Mann musste lernen, dass er nur die zweite Geige spielte, die erste war immer der Verein. Als wir einmal in Schottland Urlaub machten, kauften wir ein Mobiltelefon, gänzlich gegen unsere Überzeugung – ich musste erreichbar bleiben, im Falle, dass etwas während meiner Abwesenheit passierte.

Um erreichbar zu bleiben – eines Ostermorgens um 2 Uhr früh klingelte das Telefon. Es war eine sehr aufgebrachte Führungskraft von BEIT ELIYAHU – eine Volontärin war zum Flughafen Ben Gurion gefahren, um ihre Mutter abzuholen. Einer der Arbeiter des Heimes, der gerade auf einem Besuch bei seiner Mutter in der Nähe von Tel Aviv war, hatte in den Nachrichten gesehen, wie eben diese Volontärin aus einem zerstörten Auto gezogen wurde – in den besetzten Gebieten. Scheinbar hatten Mutter und Tochter ein Auto am Flughafen gemietet und sind beim Verlassen des Geländes auf die falsche Straße und damit in die besetzten Gebiete geraten. Da das Auto ein israelisches Nummernschild hat, wurde es mit Steinen beworfen. Die Mutter, die am Steuer saß, verlor die Kontrolle über das Auto, welches sich überschlug. Ein Krankenwagen vom roten Halbmond brachte Mutter und Tochter zurück an die Grenze, wo sie von einem Fahrzeug des roten Davidsterns abgeholt und ins Krankenhaus gebracht wurden. Nun fragte mich die Führungskraft, was sie tun sollte. Zuerst beruhigte ich sie und sagte, dass ich Kontakt mit der deutschen Botschaft in Tel Aviv aufnehmen würde. Ich versuchte es, bekam aber keine Antwort. Dann rief ich die israelische Botschaft in Bonn an. Der einzige, der an s Telefon ging, war ein Wachmann. Ich überzeugte ihn, jemand anderen anzurufen. Dieser andere (ich erinnere mich nicht an seinen Titel) gab mir die Notfallnummer der deutschen Botschaft in Tel Aviv. Am Ostermorgen war nur eine Mindestbelegschaft vor Ort, aber nach meiner Überzeugungsarbeit versprachen sie mir, jemand zum Krankenhaus zu schicken, um Beistand und Hilfe zu leisten. Die Mutter lag einige Zeit im Koma, konnte sich aber erholen und nach etwa zehn Tagen zusammen mit ihrer Tochter nach Hause fliegen. Die gesamten Kosten wurden vom israelischen Staat getragen. Es gibt einen speziellen Haushaltsposten für solche Fälle.

Etwa vor einem Jahr (2003) ging der Verein in jüngere Hände über. Einige meiner Freunde waren schon der Überzeugung, ich würde den Verein nie an jemand anderes übergeben – so



sehr war ich involviert. Anfangs hatte ich leichte Zweifel, ob die drei neuen Vorstandsmitglieder – allesamt BEIT URI-„Absolventen“, dort weitermachen könnten, wo ich aufgehört hatte. Als mir aber alle neuen Ideen und Abläufe vorgestellt wurden, die umgesetzt werden sollten und die alten ersetzen würden, sah ich keinen Grund mehr, warum der Verein nicht auch weiterhin seine Ziele erreichen sollte. Auf jeden Fall wünsche ich euch die Geduld und die Willenskraft, die ihr braucht.

Februar 2004

Yael Arnold, Schwäbisch Gmünd